



Helga Kurzchalia

Haus des Kindes

*Ans Kindsein erinnert sich jeder anders,
selbst im Haus des Kindes.*

Das Haus des Kindes am Strausberger Platz war noch im Bau, als ich es, fünfjährig, an der Hand meines Vaters zum ersten Mal betrat. Ich bestaunte die gigantischen Marmorsäulen in der opernhafte Eingangshalle, die mir größer vorkam als das Einfamilienhaus, aus dem wir gerade ausgezogen waren. Zaudernd setzte ich meinen Fuß in den Aufzug, der noch keine Türen hatte. Ich spürte, wie der bewegliche Holzboden unter unserem Gewicht mit leisem Knacken nachgab. Mein Vater lächelte zufrieden. Seine warme große Hand umklammernd, sah ich fragend zu ihm auf. Dass über uns nicht die Seile rissen, der Fahrstuhl mit uns in den Keller krachte und am Boden zerschellte! Und schlimmer noch, wenn er sich nicht mehr anhalten ließe und wie ein Pfeil übers Ziel hinausschösse und mit ganzer Wucht gegen den Himmel prallte.

Ich bin in Ostberlin aufgewachsen und wohnte viele Jahre im legendären Haus des Kindes, das der Architekt Hermann Henselmann entworfen hat. Heute kenne ich dort niemanden mehr. Aber im Vorüberfahren sehe ich oft reflexhaft zu den Fenstern im fünften Stock hinauf. Brennt Licht in meinem alten Zimmer, sind die Vorhänge zugezogen oder offen?

Bis zu meinem zwölften Lebensjahr hieß die breite schnurgerade Straße zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor Stalinallee, und obwohl sie schon vor mehr als einem halben Jahrhundert in Karl-Marx-Allee umbenannt wurde, haftet der Name ihr immer noch an.

Mit Widerstreben denke ich an meine privilegierte Kindheit in einem Land zwischen Aufbruch und Stagnation und spüre, gleichsam in einer Gegenbewegung, den Sog der verflossenen Jahre wie ein Ziepen im Na-

cken. Als hätten sich die Fäden der Erinnerung in einem unentwirrbaren Knäuel verknotet wie meine langen Haare. Wenn ich nun zu fest an einem Haar zöge und dabei unversehens ganze Büschel mit ausrisse?

Karlshorst

Als Kind war ich süchtig nach Geschichten aus dem Leben meiner Eltern. Mitunter glaubte ich sogar, sie selbst miterlebt zu haben. Dabei gab es mich noch gar nicht, als mein Vater und meine Mutter aus dem Exil zurückkehrten. Mein Vater hatte Berlin während der Nazizeit verlassen und sich, nachdem er aus dem Zuchthaus freigekommen war, erst nach Prag und dann nach London gerettet. Bei Kriegsausbruch zählte er als Deutscher zu den feindlichen Ausländern, den *enemy aliens*. Anders als die meisten Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich wurde er nicht interniert, sondern arbeitete in einem Londoner Werkzeugmaschinenbetrieb, wo er, ein deutscher Kommunist, mitten im Krieg *general manager* von einigen hundert Mitarbeitern wurde. Meine Eltern lernten sich am Tag seiner Ankunft kennen. Ein halbes Jahr später waren sie verheiratet.

Im Sommer 1946 ließen meine Eltern das Exil in England hinter sich, um beim Wiederaufbau Deutschlands von Anfang an dabei zu sein. Für meine Mutter war es keine Rückkehr, sie stammte aus Wien. In London hatte sie nur Deutsche gekannt, die wie sie vor den Nazis geflohen waren.

Als sie mit meinem Vater am Anhalter Bahnhof aus dem Zug stieg, war sie fünfunddreißig Jahre alt und hielt

zwei kleine Kinder an der Hand, meine Geschwister Stephan und Lotti. »Hier war mir alles fremd. Selbst deine Berliner Oma kannte ich nicht.« Sie wäre bei ihrer Ankunft in Berlin am liebsten dem erstbesten Rotarmisten um den Hals gefallen. An die Deutschen, sagte sie, habe sie sich gewöhnen müssen.

Zu Beginn lebten meine Eltern in Dresden, wo mein Vater in der Sächsischen Landesverwaltung arbeitete. Die Stadt lag in Trümmern. Die Engländer, bei denen sie während des Krieges Zuflucht gefunden hatten, waren hier verhasst, Remigranten wie sie nicht gern gesehen. Dennoch habe sie voll Zuversicht in die Zukunft geschaut, erinnerte sich meine Mutter. »Es machte mir nur Mühe, Sächsisch zu verstehen, ja, ich fühlte mich von dem breiten Klang sogar abgestoßen.«

Nach zwei Jahren wurde mein Vater in die *Deutsche Wirtschaftskommission* nach Berlin berufen. Meine Mutter hielt im Umzugsauto ein junges Zicklein auf dem Schoß, zwischen Koffern und Kisten fuhren auch ein paar Hühner mit. »Ich hatte nicht das Herz, Hühner und Ziegen schlachten zu lassen. Das hätten mir deine Geschwister nie verziehen,« fügte sie lachend hinzu. Die Henne habe im Umzugsauto sogar ein Ei gelegt.

Die Villa in Sacrow, in der sie nun zur Miete wohnten, war während der Nazizeit arisiert worden. Nach dem Krieg flohen die Ariseure in den Westen. Hier kam ich als drittes Kind auf die Welt. Meinen Namen durfte Lotti aussuchen. Die Wahl meiner siebenjährigen Schwester fiel auf Helga, so hieß ihre erste Freundin in Deutschland. »Damals hießen hier alle Helga und Brigitte,« sagte Mutter beschwichtigend. Ich konnte mich

mit Helga nie anfreunden. Mit meinem zweiten Namen erging es mir nicht besser. Erika, eine Freundin meines Vaters, war von den Nazis umgebracht worden.

Das tägliche Pendeln in die Leipziger Straße wurde meinem Vater bald zu anstrengend. Durch Westberlin fahren wollte er nicht und auch keinen langen Umweg um die Stadt herum nehmen. Die Familie zog in eine Villa nach Berlin-Karlshorst. Diesmal wurden Hühner und Ziegen zurückgelassen — Eier und Milch konnte man fortan auch im Laden kaufen. Das Einfamilienhaus mit seinen bis ins erste Stockwerk vergitterten Fenstern war heruntergewirtschaftet. Mit seinem verwunschenen Garten hatte es bis vor kurzem noch zum sowjetischen Sperrgebiet gehört. Auf dem Nachbargrundstück stand eine Ruine. In der Straße erzählte man von einem Jungen, dem ein Blindgänger die Hand abgerissen hatte. Er war beim Spiel in den Trümmern zwischen den Brennesseln auf eine Granate gestoßen. Meine Mutter machte sich oft Sorgen, auch ihr Sohn könnte auf dumme Gedanken kommen: »Entdeckergeist kann mordsgefährlich sein! Spiel gefälligst im Garten oder auf der Straße.«

Aber auch vom Garten hatten wir Kinder nicht viel, denn kaum war das Haus instand gesetzt, galt ein neues Regime: Jeden Montagmorgen wurden wir im Kinderwochenheim abgeliefert und erst am Samstagmittag wieder abgeholt. Schließlich hatten unsere Eltern mit Deutschlands Wiederaufbau alle Hände voll zu tun. Oder glaubten sie uns unter staatlicher Heimaufsicht besser aufgehoben?

Die Regeln im Kinderwochenheim lernte ich rasch: Abends schläft man ohne Gute-Nacht-Kuss ein. Am Morgen wird kalt geduscht. Jammern gehört sich nicht. Wer im Bett mit anderen Kindern spricht, kriegt ein Pflaster übern Mund. Die hochgewachsene Frau mit dem straff zusammengebundenen Haar behielt jeden von uns fest im Auge, sobald sie über die Schwelle des Gruppenraums getreten war. »Schaut her, wenn ich rede!«, sagte sie und verlangte, dass wir laut und deutlich antworteten, schließlich gäbe es nichts vor ihr zu verbergen. Aufstehen! Anstellen! Waschen! Bei ihr herrschte der Imperativ. Zähne putzen! Essen kommen! Elvira hatte einen langen Atem.

Unsere weiß bezogenen Betten standen in Reih und Glied wie bleiche Soldaten. Jeden Morgen prüfte sie mit einem Griff unter die Decke, ob sich unsere Fußsohlen warm oder kalt anfühlten. Hatte man vor dem Aufstehen zwischen den Betten herumgeturnt, fiel zur Strafe das Frühstück aus. Sich zu rühren war wie Aufstand proben. Vor Angst wurde ich übermütig. Wie aufgezogen hüpfte ich durch den Gruppenraum und war nicht mehr zu stoppen. Zur Strafe musste ich zurück ins Bett und dort in Habachthaltung — »mucksmäuschenstill!« — liegen bleiben. »Dir wird das Lachen schon vergehen«, hörte ich Elvira im Hinausgehen. Ich presste Lippen und Knie zusammen und vergaß, dass ich Hunger hatte.

Solche Ansagen gab es zu Hause nicht. Und auch keinen Stubenarrest, wie er Lottis Schulfreundin schon beim geringsten Anlass aufgebrummt wurde. Unsere Eltern hielten so etwas für reaktionär, für ein Überbleibsel aus schlechten Zeiten. Sie waren gegen Standpauken, Nachsitzen, Strafarbeiten und In-der-Ecke-Stehen und

erwarteten, dass sich ihre Kinder nicht aus Angst vor irgendwelchen Autoritäten duckten. Wir sollten uns nichts gefallen lassen, den Mund aufmachen und sagen, was wir denken. Zuhause jedoch genügte ein mahrender Blick, damit ich hinunterschluckte, was mir auf dem Herzen lag.

Die DDR war ein Jahr jünger als ich und schien den persönlichen Beistand unserer Eltern ständig zu brauchen. Auch am 17. Juni 1953, als sowjetische Panzer durch die Straßen rollten, um den Aufstand der Arbeiter niederzuringen, die gegen zu hohe Normen und geringe Löhne rebellierten. Meine Mutter kurvte damals im Motorradbeiwagen durch Berlin, vorbei an Panzern und riesigen Menschenmengen, tagelang klapperte sie Betriebe ab. Mal sprach sie vor Arbeitern in Westberlin, mal trat sie in der Werkhalle des VEB Fortschritt auf. In ihrem Wienerisch redete sie den Streikenden ins Gewissen »Aber meine Worte wollten ihnen nicht in den Kopf«, erzählte sie später. Stattdessen hätten die Näherinnen sie zur Begrüßung maßlos beschimpft und ihrer Erbitterung über die Zustände am Arbeitsplatz und die schlechte Versorgung Luft gemacht. Aus Sicht der Frauen klappte hier überhaupt nichts. Insgeheim habe sie ihnen schon Recht gegeben, aber im nächsten Moment gedacht: Stellt euch nicht so an! Ihr habt ja keine Ahnung, was eure Männer bei den Sowjets angerichtet haben. Was seid ihr doch für Jammerlappen!

Ich war vier, als ich an jenem 17. Juni meine ersten Sowjets sah. Die Holzjalousien im Kinderwochenheim waren heruntergelassen, aber durch die Ritzen konnte man sehen, was auf der Straße vor sich ging, ohne selbst